



FRANZ-OLIVIER GIESBERT, 1949 in Wilmington (USA) geboren, lebt seit seinem dritten Lebensjahr in Frankreich. Er arbeitete zunächst im Feuilleton von *Paris-Normandie*, bis er sich 1971 mit dem Wechsel zum *Nouvelle Observateur* dem politischen Journalismus zuwendete. Ab 1998 war er Chefredakteur von *Le Figaro*, ab 2000 von *Le Point*. Außerdem moderiert er literarische Sendungen im Fernsehen. Seit 1977 schreibt er Romane und Biografien, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde und die in viele Weltsprachen übersetzt wurden.

»Ein ungeheuerliches Werk, so erschütternd wie erheiternd.«

Münchener Merkur

»Die köstliche Geschichte einer schießwütigen älteren Dame, rasant und leicht geschrieben.«

avantages

»Der Autor Franz-Olivier Giesbert wählt zu der Perspektive der abgeklärten Frau eine erfrischend direkte Sprache. Eine amüsante Streitschrift für mehr Freude am Leben.«

People

»Ungeheuerlich. Überwältigend. Spannend. Ein Festmahl? Gewiss. Der Autor hat sich köstlich amüsiert. Wir auch.«

Le Point

Franz-Olivier Giesbert

Ein Diktator
zum Dessert

Roman

Aus dem Französischen
von Katrin Segerer



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»La cuisinière d'Himmler« bei Éditions Gallimard, Paris.

Die Übersetzung wurde durch das Johann-Joachim-Christoph-
Bode-Stipendium des deutschen Übersetzerfonds gefördert.
Besonderer Dank gilt dem Mentor Frank Heibert.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2016

Copyright © 2013 by Éditions Gallimard, Paris.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

Carl's books, in der Verlagsgruppe Random House GmbH; München,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: semper smile, München

Umschlagmotiv © Bertrand / beb-deum

Redaktion: Christina Riemann


Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10060-7

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Für Elie W., meinen großen Bruder,
der mir so viel gegeben hat.*

»So lebe, glaube mir, oh warte nicht bis morgen,
und pflücke heute noch die Rosen dieses Lebens!«

PIERRE DE RONSARD

Prolog

Ich kann Menschen nicht ausstehen, die sich ständig beklagen. Die ganze Welt tut nichts anderes. Deshalb habe ich ein Problem mit den Menschen.

In der Vergangenheit hätte ich mehr als genug Grund gehabt, mein Schicksal zu beweinen, aber ich habe mich stets dagegen gewehrt. Die Welt ist sowieso schon ein großes Jammertal.

Das Einzige, was uns letztendlich von den Tieren unterscheidet, ist nicht das Bewusstsein, das wir ihnen törichterweise absprechen, sondern dieser ewige Hang zum Selbstmitleid, der die Menschheit in den Abgrund zieht. Wie kann man dem nur nachgeben, wenn doch draußen die Natur, die Sonne und die Erde locken?

Bis zu meinem letzten Atemzug und sogar darüber hinaus werde ich nur an die Macht der Liebe, des Lachens und der Rache glauben. Dieser Glaube lenkt meine Schritte seit nunmehr über einem Jahrhundert, auch inmitten von Unglück und Not, und ehrlich gesagt habe ich das nie bereut, selbst heute nicht, wo meine alten Knochen mich allmählich im Stich lassen und ich bereits mit einem Bein im Grab stehe.

Damit ist euch hoffentlich von Anfang an klar, dass ich nicht zum Opfer taue. Wie jeder andere bin ich natürlich gegen die Todesstrafe. Außer ich vollstrecke sie selbst. Das habe ich in der Vergangenheit von Zeit zu Zeit getan, im Namen der Gerechtigkeit und im Namen meines eigenen Wohlbefindens. Und das habe ich ebenso wenig bereut.

Jedenfalls lasse ich mir nicht auf der Nase herumtanzen, auch nicht hier bei mir in Marseille, wo das Kanaillenpack glaubt, es sei das Gesetz. Zuletzt musste ein Gauner Lehrgeld zahlen, der sich in der schönen Jahreszeit oft in den Warteschlangen vor den Fährbooten zu den Frioul-Inseln herumtreibt, in der Nähe meines Restaurants. Da vergreift er sich an den Hosen- und Handtaschen der Touristen. Ab und zu entreißt er ihnen gleich die ganze Tasche. Er ist ein hübscher Junge mit geschmeidigen Bewegungen und der Beschleunigungsfähigkeit eines Olympiasprinters. Ich habe ihm den Spitznamen »Gepard« gegeben. Die Polizei würde ihm wohl nordafrikanische Herkunft zuschreiben, aber dafür lege ich meine Hand nicht ins Feuer.

Für mich sieht er aus wie ein Sohn aus gutem Hause, der auf die schiefe Bahn geraten ist. Einmal haben sich unsere Blicke gekreuzt, als ich am Quai meine Fischeinkäufe machte. Vielleicht irre ich mich, aber in seinem Blick glaubte ich die Verzweiflung eines verwöhnten Bengels zu sehen, der aus Trägheit oder Resignation vom Weg abgekommen ist.

Eines Abends ist er mir gefolgt, nachdem ich das Restaurant abgeschlossen hatte. Das war wieder typisch mein Glück, wenn ich einmal zu Fuß nach Hause ging. Es war kurz vor Mitternacht, der Wind wehte so heftig, dass er beinahe die Schiffe aus dem Wasser gehoben hätte, und die Straßen waren menschenleer. Die perfekten Bedingungen für einen Überfall. Auf Höhe der Place aux Huiles, als er mich, wie ich mit einem Blick über die Schulter erkannte, gerade überholen wollte, drehte ich mich blitzschnell um und richtete meine Glock 17 auf ihn. Eine Neunmillimeter mit siebzehn Schuss, ein kleines Wunderwerk. Ich brüllte ihn an:

»Hast du nichts Besseres zu tun, als eine Hundertjährige auszurauben, du Vollidiot?«

»Aber ich hab doch nichts gemacht, Madame, ich wollte auch gar nichts machen, ich schwör's!«

Er hüpfte nervös von einem Fuß auf den anderen, wie ein kleines Mädchen beim Seilspringen.

Ich gab zurück: »Es heißt nicht umsonst: Wer schwört, hat immer Schuld.«

»Nein, nein, Madame, ich geh bloß spazieren, sonst nichts.«

»Jetzt hör mal gut zu, du kleiner Scheißer. Bei dem Wind kriegt niemand mit, wenn ich abdrücke. Also wenn du aus der Sache lebend rauskommen willst, gib mir auf der Stelle deine Tasche mit dem ganzen Zeug, das du dir heute schon unter den Nagel gerissen hast. Das bekommt dann einer, der es dringender braucht.«

Ich hielt meine Glock wie einen Zeigefinger auf ihn.

»Lass dich hier nicht noch einmal erwischen, sonst kannst du was erleben. Und jetzt verzieh dich!«

Er warf mir die Tasche zu und rannte davon. In sicherer Entfernung drehte er sich jedoch noch einmal um und schrie: »Du verrückte alte Schachtel, du hast sie doch nicht alle!«

Den Inhalt der Tasche, all die Uhren, Armreifen, Handys und Portemonnaies, verteilte ich an die Obdachlosen, die auf dem Cours d'Estienne-d'Orves ganz in der Nähe zu Dutzenden ihren Rausch ausschliefen. Sie dankten mir halb ängstlich, halb erstaunt. Einer sagte, ich hätte eine Meise. Ich erwiderte, dass ich das schon öfter gehört hätte.

Am nächsten Tag warnte mich der Wirt der Bar nebenan: Am Vorabend sei schon wieder jemand an der Place aux Huiles überfallen worden. Dieses Mal von einer alten Frau! Er verstand die Welt nicht mehr, als ich in schallendes Gelächter ausbrach.

Im Zeichen der Jungfrau

MARSEILLE, 2012. Ich habe den Brief geküsst und dann Zeige- und Mittelfinger gekreuzt, damit er mir gute Neuigkeiten brachte. Ich bin sehr abergläubisch, eine meiner kleinen Schwächen.

Der Brief kam aus Deutschland, aus Köln, wie der Stempel auf der Briefmarke verriet, und die Absenderin hatte ihren Namen auf die Rückseite geschrieben: Renate Fröll.

Mein Herz schlug schneller. Tiefe Angst und freudige Erregung stiegen in mir hoch. In meinem Alter einen persönlichen Brief zu bekommen, wenn man alle anderen überlebt hat, ist schon ein Ereignis.

Nachdem ich entschieden hatte, den Brief erst später zu öffnen, um mir so lange wie möglich dieses Gefühl der Erregung zu bewahren, küsste ich den Umschlag erneut. Dieses Mal auf die Rückseite.

Es gibt Tage, an denen möchte ich alles küssen, sogar Pflanzen oder Möbel, aber ich lasse es lieber bleiben. Man soll mich nicht für eine närrische Alte halten, eine Schreckschraube, die Kindern Angst einjagt. Mit meinen einhundertfünf Jahren bleibt mir ohnehin nicht viel, nur ein dünnes Stimmchen, fünf gesunde Zähne, ein Käuzchengesicht, und nach Veilchen dufte ich auch nicht mehr unbedingt.

Nur wenn es ums Kochen geht, macht mir noch immer keiner etwas vor. Da bin ich sogar eine der Königinnen von Marseille, wie ich finde, gleich hinter der anderen Rose, einem jungen Ding von achtundachtzig Jahren, das in der Rue Glandevès,

ganz in der Nähe der Oper, großartige sizilianische Gerichte zaubert.

Doch sobald ich mein Restaurant verlasse und durch die Stadt spaziere, kommt es mir vor, als hätten die Leute Angst vor mir. Es gibt wohl nur einen Ort, an dem mein Anblick niemanden irritiert: ganz oben auf dem weißen Kalkberg, von wo aus die vergoldete Statue auf der Wallfahrtskirche Notre-Dame-de-la-Garde die Stadt Marseille, das Meer und den ganzen Erdkreis zur Liebe aufzurufen scheint.

Mamadou bringt mich auf dem Rücksitz seines Motorrads dorthin und wieder zurück. Ein großer Kerl, meine rechte Hand im Restaurant. Er bedient, hilft mir beim Abkassieren und kutschiert mich auf seiner stinkenden Maschine überallhin. Es gefällt mir, wenn ich dabei seinen Nacken an meinen Lippen spüre.

Jeden Sonntagnachmittag und den ganzen Montag, wenn mein Restaurant geschlossen hat, sitze ich dort stundenlang auf meiner Bank in der prallen Sonne und lasse mir die Haut malträtiert. Ich plaudere in Gedanken mit all meinen lieben Toten, die ich schon bald im Himmel wiedersehen werde. Eine Freundin, die ich aus den Augen verloren habe, sagte immer, die Gesellschaft der Toten sei angenehmer als die der Lebenden. Sie hat recht: Die Toten sind nicht so leicht reizbar und haben alle Zeit der Welt. Sie hören mir zu. Sie besänftigen mich.

Hat man ein so hohes Alter erreicht wie ich, dann weiß man, dass die Menschen viel lebendiger in uns sind, wenn sie bereits das Zeitliche gesegnet haben. Sterben bedeutet also nicht, dass man verschwindet, vielmehr wird man in den Köpfen der anderen wiedergeboren.

Mittags, wenn die Sonne sich nicht mehr zügelt, sondern mir unter meinem schwarzen Witwenkleid ihr Messer, oder eher ihr Beil, in die Haut gräbt, ziehe ich mich in die kühle Basilika zurück.

Ich knie vor der silbernen Statue der Heiligen Jungfrau nie-

der, die den Altar überragt, und tue so, als würde ich ein Gebet sprechen, bevor ich mich hinsetze und ein Nickerchen halte. Gott weiß warum, aber ich kann nirgendwo so gut schlafen wie dort. Vielleicht hat der zärtliche Blick der Statue eine beruhigende Wirkung auf mich. Das alberne Geschrei und Gelächter der Touristen stört mich nicht. Oder das Glockengeläut. Ich bin aber auch immer schrecklich müde, so als hätte ich gerade eine lange Reise hinter mir. Wenn ich euch meine Geschichte erzählt habe, werdet ihr den Grund dafür verstehen. Und was ist schon meine Geschichte? Nur eine Lappalie: eine sanfte Wellenbewegung im Sumpf der Weltgeschichte, durch den wir alle waten und der uns von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer nach unten zieht.

Die Geschichte ist eine Sauerei. Sie hat mir alles genommen. Meine Kinder. Meine Eltern. Meine große Liebe. Meine Katzen. Ich kann diese absurde Ehrfurcht nicht verstehen, die ihr die Menschen seit jeher entgegenbringen.

Ich bin sehr froh, dass sie nun der Vergangenheit angehört, denn sie hat bereits genug Schaden angerichtet. Doch ich weiß, dass sie wiederkehren wird, ich spüre es an der Spannung, die in der Luft liegt, ich sehe es im finsternen Blick der Leute. Es ist das Los der Menschheit, sich von Dummheit und Hass stets wieder über die Massengräber führen zu lassen, die schon die vorherigen Generationen bis zum Rand gefüllt haben.

Die Menschen sind wie Tiere auf dem Weg zur Schlachtbank. Sie trotten mit gesenktem Blick ihrem Schicksal entgegen, ohne jemals nach vorn oder zurück zu blicken. Sie wissen nicht, was sie erwartet, und wollen es auch nicht wissen, obwohl es doch so einfach wäre: Die Zukunft ist ein Aufstoßen, ein Schluckauf, ein Sodbrennen, manchmal sogar das Erbrochene der Vergangenheit.

Lange habe ich versucht, die Menschheit vor den drei Fehlern unserer Zeit zu warnen, durch die sie sich völlig um den Verstand gebracht hat: Nihilismus, Habgier und Selbstgerech-

tigkeit. Ich habe auf meine Nachbarn eingeredet, vor allem auf den Metzgersburschen bei mir auf dem Flur, ein blässliches Kerlchen mit zarten Pianistenhänden, aber ich merke ja, dass ich ihm mit meinem immer gleichen Geschwätz auf die Nerven gehe. Ich musste ihn schon mehrmals am Ärmel festhalten, damit er nicht abhaut, wenn er mir im Treppenhaus über den Weg läuft. Er tut jedes Mal so, als wäre er meiner Meinung, aber ich weiß sehr wohl, dass er das nur vorgibt, damit ich ihn zufriedenlasse.

So geht es mir mit allen. In den vergangenen fünfzig Jahren wollte mir nie jemand zuhören. Schließlich war ich es leid und hielt den Mund, bis zu dem Tag, an dem mir mein Spiegel zerbrach. Das hatte ich mein Leben lang erfolgreich vermieden, aber als ich an jenem Morgen die Scherben auf den Badezimmerfliesen betrachtete, wusste ich, dass ich mir das Unglück eingefangen hatte. Ich dachte schon, ich würde den Sommer nicht überleben. In meinem Alter wäre das nicht so erstaunlich.

Wenn man darüber nachdenkt, dass man bald stirbt und niemand da sein wird, um einen auf dem letzten Weg zu begleiten, noch nicht einmal eine Katze oder ein Hund, gibt es nur eine Lösung: Man muss sich interessant machen. Ich beschloss, meine Memoiren zu schreiben, und kaufte dafür vier Notizbücher mit Spiralbindung in Madame Mandonatos Buchladen. Die Besitzerin ist eine Sechzigjährige, die sich gut gehalten hat, eine der kultiviertesten Frauen von ganz Marseille; ich nenne sie Mütterchen. An der Kasse bemerkte ich, dass sie etwas beschäftigte, und tat deshalb so, als müsste ich nach meinem Geld kramen, damit sie genug Zeit hatte, ihre Frage zu formulieren.

»Was hast du denn damit vor?«

»Na, ich schreibe ein Buch, ist doch klar!«

»Ja, aber was für ein Buch?«

Ich zögerte einen Augenblick, dann erwiderte ich: »Alles auf einmal, Mütterchen. Ein Buch, das die Liebe feiert und die

Menschheit vor den Gefahren warnt, die auf sie lauern. Damit sie nicht noch einmal erleben muss, was ich erlebt habe.«

»Zu diesem Thema hat es aber schon viele Bücher gegeben.«

»Dann waren sie wohl nicht überzeugend genug. Meins erzählt die Geschichte meines Lebens. Einen Arbeitstitel habe ich auch: ›Meine ersten hundert Jahre‹.«

»Das ist ein guter Titel, Rose. Die Leute lieben Hundertjährige. Dieser Markt wächst im Moment rasend schnell, bald gibt es Millionen solcher Bücher. Aber sie werden immer von Leuten geschrieben, die sich über die Alten lustig machen, das ist das Problem.«

»Nun, meine Memoiren sollen zeigen, dass wir keine lebenden Toten sind, sondern noch eine Menge zu sagen haben.«

Ich schreibe morgens, aber auch abends, mit einem kleinen Glas Rotwein vor mir. Damit befeuchte ich mir dann und wann die Lippen, einfach so zum Vergnügen, und immer wenn mir die Inspiration fehlt, nehme ich einen Schluck.

Es war schon nach Mitternacht, als ich meine Schreibarbeit für diesen Tag beendete. Jetzt wollte ich den Brief öffnen, der am Morgen in meinem Briefkasten gelegen hatte. Ich weiß nicht, ob das Alter oder die Aufregung schuld daran war, jedenfalls zitterten meine Hände so stark, dass ich den Umschlag an mehreren Stellen zerriss. Als ich den Inhalt des Briefes las, wurde mir schwarz vor Augen, und mein Gehirn setzte aus.

Samir die Maus

MARSEILLE, 2012. Kaum war ich wieder zurück im Hier und Jetzt, spukte mir ein bestimmtes Lied im Kopf herum: *Can you feel it?* von den Jackson Five. Michael zu seinen besten Zeiten, mit der natürlichen, glockenreinen Stimme eines Kindes, nicht der des berühmten Kastraten. Mein Lieblingslied.

Ich fühlte mich gut, wie immer, wenn ich dieses Lied vor mich hin summe. Es heißt ja, wenn man ab einem gewissen Alter aufwacht und einem nicht alles wehtut, kann das nur eins bedeuten: Man ist tot. Ich hatte nun den Gegenbeweis.

Als ich nach meiner Ohnmacht wieder zu mir kam, tat mir überhaupt nichts weh, und ich war quicklebendig. Ich hatte mich noch nicht einmal verletzt.

Wie alle meine Altersgenossen lebe ich in ständiger Angst vor Knochenbrüchen, die einen zu einem Leben im Rollstuhl verdammen; ein Oberschenkelhalsbruch ist da besonders fatal. Dieses Mal bin ich noch davongekommen.

Ich war auf alles vorbereitet gewesen: Bevor ich den Brief zur Hand nahm, hatte ich mich auf das Sofa gesetzt. Als ich dann das Bewusstsein verlor, kippte ich automatisch nach hinten, und mein Kopf landete auf der weichen Polsterung.

Ich warf einen erneuten Blick auf die Trauerkarte, die ich noch immer in der Hand hielt, und fluchte: »Himmel, Arsch und Scheißzwirn!«

Die Karte gab den Tod von Renate Fröll bekannt, sie konnte also nicht die Absenderin sein. Sie war vor vier Monaten ver-

schieden und im Kölner Krematorium eingäschert worden. Sonst stand da nichts. Weder Adresse noch Telefonnummer.

Ich fing an zu weinen. Und hörte offensichtlich die ganze Nacht nicht mehr auf, denn am nächsten Morgen erwachte ich von oben bis unten von Tränen durchweicht, Bettlaken, Kopfkissen und Nachthemd waren pitschnass. Ich musste etwas unternehmen.

Ich hatte eine Ahnung und wollte sie überprüfen. Deshalb rief ich einen der Nachbarsjungen auf seinem Handy an: Samir die Maus. Er ist der Sohn eines Mittsiebzigers, der angeblich sein gesamtes Berufsleben lang arbeitslos war. Das ist ihm gut bekommen, er ist ein wirklich schöner Mann, immer gebügelt und geschniegelt, wie aus dem Ei gepellt. Seine Frau hingegen, die als Kassiererin und Putzfrau schuftet und zwanzig Jahre jünger ist als er, sieht aus, als hätte sie mindestens zehn Jahre mehr auf dem Buckel. Vom Rheuma sind ihre Gelenke steif, und beim Treppensteigen zieht sie das Bein nach. Aber sie musste ja auch immer für zwei arbeiten.

Samir die Maus ist dreizehn und hat bereits jetzt einen untrüglichen Riecher fürs Geschäft. Nichts entgeht ihm. Als hätte er überall ein Riechorgan, sogar auf dem Rücken und dem Hintern. Aber er macht es sich nur selten zunutze. Er verbringt seine Zeit vor dem Computer, mit dem er gegen Bares in Rekordzeit alles herausfindet, was man wissen will, sei es ein Preis, ein Name oder eine Zahl.

Weil Samir die Maus ein gutes Geschäft witterte, kam er auch gleich schnurstracks zu mir, obwohl er wahrlich kein Frühaufsteher war. Ich gab ihm die Trauerkarte.

»Ich möchte, dass du so viel wie möglich über diese Renate Fröll herausfindest.«

»Was genau?«

»Alles, von ihrer Geburt bis zu ihrem Tod. Familie, Arbeit, Leichen im Keller. Ihr ganzes Leben eben.«

»Was springt dabei für mich raus?«

Samir die Maus war weder Dichter noch Philanthrop, also schlug ich ihm den Konsolentisch aus meinem Wohnzimmer als Bezahlung für seine Dienste vor. Er untersuchte ihn von allen Seiten, dann fragte er: »Und das Ding ist wirklich alt?«

»Neunzehntes Jahrhundert.«

»Ich schau mal im Netz, wie viel so ein Teil wert ist. Wenn es nicht reicht, melde ich mich noch mal. Aber ich denke, das geht schon in Ordnung.«

Ich bot ihm Schokoladenkekse und ein Glas Sirup an, von meinen Lieblingsarten Mandel, Minze oder Granatapfel, doch er lehnte dankend ab, als wären derlei Dinge nur was für kleine Kinder, dabei mag ich sie heute mehr denn je.

Wenn Samir die Maus zu mir kommt, hat er immer einen guten Grund parat, sich schnell wieder zu verkrümmeln. Er sprudelt über vor Energie und schafft es nicht, sich Zeit zu nehmen. Länger als ein paar Minuten ist er noch nie bei mir geblieben, bestimmt auch deshalb, weil er ahnt, dass ich Gefühle für ihn hege; denn trotz unseres Altersunterschieds bin ich in ihn vernarrt.

Wenn in zwei oder drei Jahren aus dem Kind ein Mann geworden ist und er nur noch aus Körperbehaarung und Trieben besteht, dann soll er mich in seine Arme schließen und mich fest an sich drücken, mir schmutzige Dinge zuraunen und mir ein wenig den Kopf verdrehen, mehr will ich gar nicht. Ich weiß wohl, dass das unangebracht und ziemlich albern ist, doch würde man in meinem Alter alle Sehnsüchte aus seinem Kopf verbannen, bliebe nicht mehr viel darin übrig. Ein paar der Zehn Gebote, die noch irgendwo im Hirnwasser dümpeln, das war's. Das Leben wäre sterbenslangweilig. Nur unsere Fantasien machen es lebenswert.

Ich koste jeden Augenblick aus, als wär's mein letzter. Jede Geste, jedes Wort. Das ist mein Lebensmotto. Ich will einmal friedlich von dieser Erde scheiden können, ohne Bedauern und ohne Reue.

Am nächsten Abend war ich bereits im Nachthemd und wollte gerade schlafen gehen, als es an der Tür klingelte. Draußen stand Samir die Maus. Ich dachte, er würde um mehr Zeit für seine Nachforschungen bitten, aber nein, er hatte den ganzen Tag vor dem Computer gesessen und wollte mir unbedingt auf der Stelle die ersten Ergebnisse seiner Suche mitteilen.

»Renate Fröll war Apothekerin in Neuwied bei Köln. Alleinstehend, keine Familie, Eltern unbekannt. Sonst habe ich nichts herausbekommen. Hast du nicht noch irgendeinen Tipp für mich?«

In seinem durchdringenden Blick glaubte ich Ironie zu erkennen.

Ich bemühte mich um einen beiläufigen Tonfall: »Denk doch mal nach. Wenn ich wüsste, wer diese Frau war, müsstest du es ja nicht herausfinden, oder?«

»Aber irgendeinen Hintergedanken musst du haben, sonst wäre es dir ja egal.«

Ich schwieg. Samir die Maus freute sich, dass er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, und ein zufriedenes Lächeln huschte über sein Gesicht. Mit zunehmendem Alter fällt es mir immer schwerer, meine Gefühle zu verbergen, und er hatte die Anspannung bemerkt, die mich überkam, als die ersten Resultate seiner Suche meine Ahnung bestätigten. Ich war wie ein Stück Land, das ein Erdbeben erwartet.

Als Samir die Maus wieder fort war, konnte ich nicht mehr einschlafen, so aufgewühlt war ich. Als wären all meine Erinnerungen an die Oberfläche zurückgespült worden. Ein Strudel aus längst vergangenen Bildern und Empfindungen riss mich mit sich.

Ich beschloss, mich wieder an mein Buch zu setzen. Bis dahin war ich es selbst gewesen, die die Zeilen verfasste. Doch plötzlich bemächtigte sich meiner eine Stimme und diktierte mir das nun Folgende.

Die Tochter des Kirschbaums

SCHWARZES MEER, 1907. Ich wurde in einem Baum geboren, an einem 18. Juli, sieben Jahre nach der Jahrhundertwende; eigentlich hätte mir das Glück bringen müssen. Es war ein hundertjähriger Kirschbaum, dessen Äste sich wie schwere, müde Arme in den Himmel reckten. Es war Markttag. Papa war nach Trapezunt gefahren, um seine Orangen und sein Gemüse zu verkaufen, in die ehemalige Hauptstadt des Kaiserreichs gleichen Namens direkt an der Küste des Schwarzen Meers, einige Kilometer von unserem Zuhause entfernt: Kovata, Zentrum des Birnenanbaus und Nachttopf der Welt.

Bevor er losgefahren war, hatte er meiner Mutter schon angekündigt, dass er wohl über Nacht bleiben müsse, was er nur ungern tue, da Mama kurz vor der Niederkunft stehe, doch er habe keine Wahl: Er müsse sich einen von Karies befallenen Backenzahn ziehen lassen und von einem Onkel das Geld eintreiben, das dieser ihm schulde; so werde es bestimmt spät, und die Straßen seien nachts nicht sicher.

Bestimmt hatte er auch ein Saufgelage mit ein paar Freunden geplant, aber eigentlich gab es keinen Grund zur Beunruhigung. Mama war wie die Schafe, die gleichmütig weitergrasen, während sie werfen. Sie unterbrechen ihr Fressen und Wiederkäuen gerade lange genug, um das Lamm abzuschlecken, das ihnen eben aus dem Hinterteil gefallen ist. Wenn sie Junge kriegen, könnte man meinen, sie würden ihr Geschäft verrichten, und manchmal scheint ihnen Letzteres sogar mehr Schmerzen zu bereiten.

Meine Mutter war kräftig gebaut, ihr Becken war breit genug, um eine ganze Armada von Kindern zu gebären. Bei ihr verliefen Geburten wie am Schnürchen und dauerten kaum länger als ein paar Sekunden. Und gleich danach nahm Mama, von ihrer Last entbunden, die Arbeit wieder auf. Sie war erst achtundzwanzig und hatte schon vier Kinder, die beiden früh verstorbenen nicht mitgezählt.

Am Tag meiner Geburt waren die drei Personen, die die Menschheit heimsuchen sollten, bereits auf dieser Welt: Hitler war achtzehn Jahre alt, Stalin achtundzwanzig und Mao dreizehn. Mein Geburtstag fiel in das falsche Jahrhundert: theirs.

»Fallen« ist das richtige Wort. Eine der Katzen war auf den Kirschbaum geklettert und kam nicht mehr herunter. Sie hockte hoch oben auf einem abgebrochenen Ast und miaute den ganzen Tag zum Steinerweichen. Kurz vor Sonnenuntergang, als abzusehen war, dass mein Vater an diesem Tag nicht mehr zurückkehren würde, beschloss Mama, sie eigenhändig aus ihrer misslichen Lage zu befreien.

Der Familienlegende zufolge spürte meine Mutter die erste Wehe, als sie oben auf dem Baum den Arm nach der Katze ausstreckte. Sie packte das Tier am Genick, setzte es auf einen tieferen Ast und hockte sich, von einer Vorahnung ergriffen, an eine Astgabel in der Baumkrone. So plumpste ich also in die Welt.

Natürlich wurde ich, bevor ich hinunterfiel, erst einmal aus dem Bauch meiner Mutter gepresst. Ganz so, als würde sie furzen oder kacken. Nur wurde ich hinterher liebkost und vergöttert: Mama war eine Frau, die vor Liebe überfloss, selbst für ihre Töchter.

Verzeiht mir das nun folgende Bild, aber es kommt mir als Erstes in den Sinn und lässt sich nicht verscheuchen: Der mütterliche Blick ist wie eine Sonne, die auf uns alle herabscheint; er wärmt uns an kalten Tagen. Auf Mamas Gesicht lag die gleiche Sanftheit wie auf dem der goldenen Madonna, die in der

kleinen Kirche von Kovata auf ihrem Altar thronte. Die Sanftheit, mit der alle Mütter ihre Kinder anblicken.

Mama war es zu verdanken, dass die ersten acht Jahre meines Lebens auch die glücklichsten waren. Sie war sorgsam darauf bedacht, uns vor allem Bösen zu bewahren, und so passierte außer dem Wechsel der Jahreszeiten bei uns nie etwas. Weder Streit noch Dramen noch Trauerfälle. Selbst auf die Gefahr hin, einfältig zu wirken, was ich wahrscheinlich auch bin – das ist für mich wahres Glück: wenn die Tage träge ineinanderfließen, wenn die Zeit sich ins Unendliche dehnt, wenn alles sich wiederholt und nichts Überraschendes geschieht, wenn die Menschen sich lieben und es weder draußen noch zu Hause Geschrei gibt, während man neben seiner Katze einschläft.

Jenseits des Hügels, der hinter unserem Hof aufragte, stand ein kleines Steinhaus, in dem eine muslimische Familie wohnte. Der Vater, ein langer Laban mit geschickten Händen und Augenbrauen so füllig wie zwei Schnurrbärte, verdingte sich tageweise auf den Höfen ringsum als Knecht, während seine Frau und die Kinder die Ziegen und Schafe hüteten. Auch bei uns sprang er ein, wenn Papa in der Erntezeit viel zu tun hatte.

Sein Name war Mehmed Ali Efendi. Ich glaube, er war der beste Freund, den mein Vater hatte. Weil wir unterschiedlichen Religionen angehörten, verbrachten wir die Feiertage nicht zusammen. Aber unsere beiden Familien trafen sich oft sonntags und aßen gemeinsam, was stundenlang dauern konnte. Ich verschlang dabei den kleinen Mustapha mit den Augen, einen der Nachbarssöhne, vier Jahre älter als ich, den ich zu meinem zukünftigen Ehemann auserkoren hatte und für den ich sogar zum Islam übertreten wollte.

Ich träumte davon, mich an seinen Körper zu pressen, träumte von seinen unendlich langen Wimpern und seinem intensiven Blick, der die ganze Welt zu umarmen schien. Er war eine stolze, dunkle Schönheit, mit einem Teint, als hätte er zu lange in der Sonne gebadet.

Ich hätte den Rest meines Lebens damit verbringen können, Mustapha anzusehen, was in meinen Augen die beste Definition von Liebe ist, die meine lange Erfahrung mich gelehrt hat: Versenke dich im anderen, verlier dich nicht im Spiegel, den er dir vorhält.

Ich wusste, dass meine Liebe erwidert wurde, als Mustapha mich eines Tages mit ans Meer nahm, mir einen kupfernen Armreif schenkte und dann davonlief. Ich rief ihm etwas nach, aber er drehte sich nicht um. Es ging ihm wie mir. Er hatte Angst vor dem, was in ihm wuchs.

Unsere Geschichte hinterließ einen seltsamen Nachgeschmack in mir, den eines versäumten Kusses. Das bereue ich mit jedem vergehenden Jahr mehr.

Fast ein Jahrhundert später trage ich noch immer diesen Armreif, den ich habe weiten lassen, und ich betrachte ihn, während ich nach Worten für diese Zeilen ringe. Er ist alles, was mir von meiner Kindheit geblieben ist, den Rest hat die Geschichte, dieses elende Scheusal, mit Haut und Haaren verschlungen.

Ich weiß nicht genau, wann sie ihr Todeswerk begann, aber bei einem Freitagsgebet riefen die Imame zum Mord an den Armeniern auf, nachdem der Scheich ül-Islam, der spirituelle Führer der sunnitischen Muslime, ein abstoßender Dreckskerl mit Bart, am 14. November 1914 den Dschihad verkündet hatte. An diesem Tag wurde, mit großem Pomp und in feierlicher Anwesenheit einer ganzen Schar ernst dreinblickender Schnurrbartträger, vor der Fatih-Moschee im historischen Viertel von Konstantinopel zum Heiligen Krieg geblasen.

Wir Armenier waren schon an derlei gewöhnt, wir wollten uns das Leben von diesem Schwachsinn nicht vermiesen lassen. Ein paar Wochen vor dem Genozid an meinem Volk bemerkte ich aber trotzdem, dass Papas Laune immer düsterer wurde. Das schrieb ich dem Zerwürfnis mit Mustaphas Vater Mehmed zu, der keinen Fuß mehr in unser Haus setzte.

Als ich Mama fragte, warum die beiden nicht mehr miteinander redeten, schüttelte sie nur traurig den Kopf: »Das Ganze ist derart dumm, das könnt ihr Kinder gar nicht verstehen.«

Eines Tages, als ich am späten Nachmittag auf den Hügel hinter unserem Hof stieg, hörte ich die Stimme meines Vaters. Ich schlich vorsichtig näher und versteckte mich hinter einem Busch. Papa stand mit dem Rücken zu mir und bemerkte mich nicht. Er war ganz allein und sprach zu den Wellen, die unter ihm dahinrollten. Er hob seine langen Arme: »Meine lieben Schwestern, meine lieben Brüder, wir sind eure Freunde, so wahr ich hier stehe. Das mag euch überraschen nach allem, was ihr uns angetan habt, doch wisset, dass wir bereit sind, all das zu vergessen. Wir dürfen nicht in diesen Teufelskreis geraten, in dem Blut mit Blut vergolten wird und der noch unsere Nachkommen ins Unglück stürzen wird ...«

Er unterbrach sich und bat das Meer mit einer ungeduldigen Geste, seinen tosenden Applaus auszusetzen, damit er fortfahren könnte. Da es sich nicht beruhigen ließ, schrie er den Rest seiner Rede hinaus: »Ich bin gekommen, um euch zu sagen, dass wir Frieden wollen und dass es noch nicht zu spät ist, dass es niemals zu spät ist, sich die Hände zu reichen!«

Er verneigte sich unter den Wogen maritimer Beifallsbekundung, trocknete sich dann mit dem Ärmel seines Hemds die Stirn und machte sich auf den Heimweg.

Ich folgte ihm. Einmal blieb er mitten auf dem Weg stehen und schrie: »Narren!«

An diese ein wenig lächerliche Szene habe ich oft zurückdenken müssen. Papa wollte die Rolle des politischen Friedensstifters übernehmen, glaubte jedoch selbst nicht daran, dass er etwas bewirken konnte. Im Grunde wurde er einfach verrückt.

An den darauffolgenden Abenden flüsterten mein Vater und meine Mutter stundenlang miteinander. Manchmal erhob Papa die Stimme. Von dem kleinen Zimmer aus, das ich mit zwei meiner Schwestern und meiner Katze teilte, konnte ich nicht

genau verstehen, was sie sagten, doch es schien, als wäre Papa wütend auf die ganze Welt und auf die Türken besonders.

Einmal wurden meine Eltern beide laut, und bei dem, was ich durch die Wände hindurch verstand, lief es mir kalt den Rücken hinunter.

»Hagop, wenn du wirklich glaubst, was du da sagst, dann müssen wir sofort von hier weg!«, rief Mama aufgebracht.

»Erst will ich uns allen noch eine Chance geben und ihnen eine friedliche Lösung vorschlagen, wie es auch Jesus Christus getan hat. Aber viel Hoffnung habe ich nicht. Man hat schließlich gesehen, wie die Sache mit Jesus ausgegangen ist. Wenn sie uns nicht zuhören wollen, sollten wir ihnen jedenfalls nicht die andere Wange hinhalten. Wir überlassen ihnen doch nicht kampflos alles, was wir uns ein Leben lang aufgebaut haben!«

»Und wenn sie uns dann umbringen, uns und die Kinder?«

»Wir werden kämpfen, Vart.«

»Womit denn?«

»Mit allem, was wir finden«, rief Papa. »Mit Gewehren, Äxten, Messern, mit Steinen, wenn es sein muss!«

Mama schrie: »Weißt du überhaupt, was du da sagst, Hagop? Wenn sie ihre Drohungen wahr machen, sind wir alle von vornherein verloren. Lass uns von hier verschwinden, solange noch Zeit bleibt!«

»Ich könnte nirgendwo anders leben.«

Es war lange still, dann hörte ich sie ächzen und seufzen, als würden sie sich wehtun, aber das beunruhigte mich nicht, ganz im Gegenteil: Immer wenn ich diese Geräusche hörte, manchmal unterbrochen von Kichern und Glucksen, dann wusste ich, dass sie sich in Wirklichkeit wohltaten.

Als ich das erste Mal starb

SCHWARZES MEER, 1915. Meine Großmutter roch überall nach Zwiebeln, an den Füßen, unter den Armen und aus dem Mund. Obwohl ich viel weniger Zwiebeln esse als sie, habe ich doch von ihr diesen süßlichen Geruch geerbt, der mir von morgens bis abends und sogar bis unter die Bettdecke folgt: den Geruch Armeniens.

Im Sommer bereitete sie immer Plaki für eine ganze Woche vor. Ich muss dieses Wort nur schreiben, schon läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Plaki ist ein Armeleuteessen aus Sellerie, Karotten und weißen Bohnen, das sie, je nach Lust und Laune, mit allen möglichen anderen Gemüsesorten verfeinerte. Manchmal auch mit Nüssen oder Rosinen. Meine Großmutter war eine einfallreiche Köchin.

Wie gern schälte ich unter ihrem wohlwollenden Blick Gemüse oder knetete Kuchenteig. Solche Gelegenheiten nutzte sie stets, um zu philosophieren oder mir das Leben zu erklären. Wenn wir zusammen kochten, beklagte sie oft, dass die Menschheit sich von ihrer Gefräßigkeit leiten ließe: Der ständige Hunger ist unser Lebenselixier, sagte sie, aber sobald wir anfangen, nur noch auf unseren Bauch zu hören, schaufeln wir unser eigenes Grab.

Sie würde wahrscheinlich sehr bald selbst im Grab liegen, wenn man sich einmal ihren großen Hintern ansah, der kaum mehr durch die Tür passte, von den mit Krampfadern überzogenen Beinen ganz zu schweigen. Aber sie sorgte sich vor allem

um andere, nicht um sich selbst, denn seit dem Verlust ihres Ehemanns hielt sie sich ohnehin für tot und träumte nur davon, bald im Himmel wieder mit ihm vereint zu sein. Meine Großmutter zitierte oft Sprichwörter, die von ihrer eigenen Großmutter stammten. Für jede Situation hatte sie etwas Passendes parat.

Wenn die Zeiten hart waren: »Wäre ich reich, würde ich ständig essen und deshalb jung sterben. Habe ich ein Glück, dass ich arm bin.«

Wenn man das aktuelle politische Geschehen erwähnte: »Im Himmel gibt es immer weniger zu essen als im eigenen Garten. Die Sterne haben noch keinen satt gemacht.«

Wenn man von den türkischen Nationalisten sprach: »Lässt man den Wolf die Schafe hüten, gibt es bald kein einziges mehr auf dieser Welt.«

Genau das hatte das Osmanische Reich, das ich in meiner Kindheit untergehen sah, nicht begriffen. Das ist natürlich nur so dahingesagt: Ich in meinem kleinen Nest habe rein gar nichts gesehen. Die Geschichte klopft niemals an, und manchmal bemerkt man sie kaum, wenn sie vorübergeht. Erst wenn sie über einen hinwegtrampelt, wie es uns schließlich passierte.

*

Wir Armenier waren uns völlig sicher, im Recht zu sein. Wir glaubten, wir müssten uns nur freundlich und unauffällig verhalten, um zu überleben. Niemandem zur Last fallen. Keinen unnötigen Wind machen.

Wo das hinführte, hat man ja gesehen. Mir war das eine Lehre fürs Leben. Deshalb bin ich so gehässig geworden, zu einer Giftkröte ohne Mitleid und Gewissen, allzeit bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Also: Wenn in einem Land ein Volk ein anderes töten will, dann meistens deshalb, weil Letzteres sich erst vor Kurzem dort angesiedelt hat. Oder weil es zuerst da war. Die Armenier

bewohnten dieses Fleckchen Erde schon seit grauer Vorzeit – darin lag ihre Schuld, das war ihr Verbrechen.

Nachdem Armenien im zweiten Jahrhundert vor Christus auf den Trümmern des Urartäischen Reichs entstanden war, erstreckte es sich lange Zeit vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer. Als erstes christliches Land im Herzen des Orients widerstand es beinahe allen Eroberungsversuchen, den Arabern, Mongolen und Tataren, bevor die Flut der osmanischen Türken es im zweiten Jahrtausend in die Knie zwang.

»Die persischen Satrapen und türkischen Paschen haben die einen wie die anderen das Land verwüstet, wo Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf«, zitierte meine Großmutter gerne den britischen Dichter Lord Byron; er war der erste Schriftsteller, dessen Namen ich aus ihrem Mund gehört habe.

Glaukt man Lord Byron und vielen anderen, wurde Adam, der erste Mensch, aus dem Staub Armeniens geformt, und das biblische Paradies befand sich ebendort. Vielleicht ist das die Erklärung für die nostalgisch gefärbte Melancholie, die schon seit Jahrhunderten aus dem Blick eines jeden Armeniers spricht, damals auch aus dem meiner ganzen Familie, doch aus dem meinen heute nicht: Schwermut liegt mir nicht.

Nur weil ich mein ganzes Leben in Pantoffeln vor dem Herd gestanden habe oder in ausgetretenen Leinenschuhen herumgelaufen bin, sollte man mich nicht für ungebildet halten. Ich habe beinahe jedes Buch über den armenischen Völkermord von 1915 bis 1916 gelesen und auch über all die anderen. Vielleicht lässt mein Intellekt zu wünschen übrig, aber eine Sache kann ich bis heute nicht verstehen: Warum musste man ein ganzes Volk auslöschen, das für niemanden eine Bedrohung war?

Diese Frage habe ich einmal Elie Wiesel gestellt, als er mit seiner Frau Marion bei mir im Restaurant zu Abend aß. Ein wunderbarer Mann, der Auschwitz überlebt und eines der bedeutendsten Bücher des zwanzigsten Jahrhunderts, *Die Nacht*,

geschrieben hat. Er erwiderte, man müsse an den Menschen glauben, trotz des Menschen.

Er hat völlig recht, und ich verneige mich vor ihm. Selbst wenn uns die Geschichte vom Gegenteil überzeugen will, man muss trotz der Vergangenheit an die Zukunft glauben und trotz seiner gelegentlichen Abwesenheit an Gott. Sonst wäre das Leben nicht lebenswert.

Deshalb breche ich auch nicht den Stab über meine Vorfahren. Nachdem die Armenier von den Muslimen erfolgreich niedergerungen worden waren, wurde ihnen verboten, Waffen zu tragen, womit sie vollends der Gnade ihrer neuen Herrscher ausgeliefert waren, die immer wieder einmal ein paar von ihnen massakrierten, völlig ungestraft und mit Zustimmung des Sultans.

Dazwischen gingen die Armenier weiter ihren Beschäftigungen nach, im Bankwesen, dem Handel oder der Landwirtschaft. Bis zur Endlösung.

Gerade die Erfolge des Osmanischen Reichs führten zu seinem Untergang. Mit Augen, die größer waren als sein Magen, erlag es zu Anfang meines Jahrhunderts einer Mischung aus Dummheit, Gier und Fettsucht. Es hatte nicht genug Arme, um gleichzeitig das armenische Volk und Griechenland, Bulgarien, Bosnien, Serbien, den Irak, Syrien und die vielen anderen Nationen seinem Gesetz zu unterwerfen, wo diese doch nur ihr eigenes Leben führen wollten. So wurde das Osmanische Reich schließlich eingekocht und auf seinen ureigenen Saft, die Türkei, reduziert, die sich daraufhin die ethnische und religiöse Säuberung des Landes zur Aufgabe machte und die Griechen und Armenier vernichtete. Natürlich nicht, ohne sich vorher ihres Hab und Guts zu bemächtigen.

Da alle Christen mutmaßliche Separatisten waren, mussten sie eliminiert werden. Als Vertreter des Kaukasus an der Mittelmeerküste stellten die Armenier innerhalb der Grenzen der muslimischen Türkei die vermeintlich größte Bedrohung

dar. Der ständigen Verfolgungen müde, erwogen sie manchmal schon die Gründung eines unabhängigen Staates auf anatolischem Boden. Gelegentlich gingen sie dafür sogar auf die Straße, doch das haben meine Eltern nie getan.

Talât und Enver, zwei Mörder im großen Stil mit stets zufriedenen Grinsen im Gesicht, sollten dieser Art von Treiben ein Ende bereiten.

Unter der Knute ihrer revolutionären Partei der Jungtürken und des Komitees für Einheit und Fortschritt war die Türkifizierung auf dem Vormarsch; nichts sollte sie aufhalten.

Aber das wussten die Armenier nicht. Ich auch nicht. Man hatte vergessen, es uns mitzuteilen, beim nächsten Mal sollte daran unbedingt gedacht werden. Ich war also nicht darauf gefasst, dass eines Nachmittags eine Horde Schreihäse, denen der Hass die Augen aus den Höhlen trieb, mit Stöcken und Gewehren bewaffnet vor unserer Haustür stehen würde. Fanatiker der Sonderorganisation, Seite an Seite mit der Polizei. Mörder im Auftrag des Staates.

*

Nachdem der Befehlshaber der hiesigen Untergruppe der Sonderorganisation, ein feister Einarmiger mit Schnauzbart, an die Tür geklopft hatte, mussten alle nach draußen treten. Nur ich war durch die Hintertür geschlüpft, ohne dass es jemand bemerkt hatte.

Er befahl meinem Vater, sich einer Kolonne armenischer Arbeiter anzuschließen, die vorgeblich nach Erzurum geführt werden sollte. Papa weigerte sich, mutig, wie er nun einmal war, diesem Befehl nachzukommen: »Wir müssen miteinander reden!«

»Dazu ist hinterher noch genug Zeit.«

»Noch ist es nicht zu spät, wir finden einen Weg, miteinander auszukommen und das Schlimmste zu verhindern. Dazu ist es nie zu spät.«

»Sie haben doch nichts zu befürchten. Wir kommen in friedlicher Absicht.«

»Bei den vielen Waffen?«

Als Antwort ließ der Leiter des Tötungskommandos seinen Stock auf meinen Vater niedersausen, der ächzte und sich dann, mit dem gesenkten Kopf der von der Geschichte Besiegten, hinten in den Zug einreichte.

Meine Mutter, meine Großmutter und meine Geschwister wurden zusammen mit einer anderen Gruppe in die entgegengesetzte Richtung getrieben; mit ihren Koffern und Bündeln sahen sie aus, als gingen sie auf große Reise.

Nachdem die Mörder den Hof geplündert, alle Möbel und Werkzeuge herausgeschleppt und alle Tiere bis zum letzten Küken in ihre Gewalt gebracht hatten, zündeten sie das Haus an, so als müssten sie den Ort nach einer überstandenen Plage reinigen.

Aus meinem Versteck hinter den Himbeersträuchern konnte ich alles beobachten. Ich wusste nicht, wem ich folgen sollte. Ich entschied mich schließlich für meinen Vater, der mir in größerer Gefahr zu sein schien als der Rest meiner Familie. Ich behielt recht.

Auf der Straße nach Erzurum befahlen die bewaffneten Männer ihren zwei Dutzend Gefangenen, sich abseits der Straße in einem Haferfeld in einer Reihe aufzustellen. Sie selbst postierten sich als Erschießungskommando und feuerten blindlings in die Gruppe hinein. Papa versuchte zu fliehen, doch die Kugeln waren schneller. Er humpelte noch ein Stück, dann fiel er um. Der Gnadenschuss kam vom Einarmigen.

Danach kehrten die Mörder der Sonderorganisation um und schlenderten seelenruhig heimwärts, die Brust vor Stolz über den ausgeführten Auftrag geschwellt, während sich mein Innerstes zusammenkrampfte und eine Mischung aus Kummer und Hass mir die Kehle zuschnürte.

Als sie nicht mehr zu sehen waren, lief ich zu Papa. Er lag



Franz-Olivier Giesbert

Ein Diktator zum Dessert

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, ca. 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-328-10060-7

Penguin

Erscheinungstermin: November 2016

Rose ist eine begnadete Köchin und betreibt ein kleines Restaurant in Marseille. Sie ist 105 Jahre alt und hat das 20. Jahrhundert mit all seinen Abgründen hautnah erlebt. Deshalb hat sie vor nichts und niemandem mehr Angst. Sie glaubt an die Kraft der Liebe, des Lachens und der Vergeltung. Für den Fall, dass ihr einer blöd kommt, trägt sie deshalb immer einen Colt in der Tasche. Sie lässt sich von ihrem jugendlichen Gehilfen auf dem Motorrad durch die Stadt kutschieren, hört Patti Smith, treibt sich auf Singlebörsen im Internet herum und fühlt sich nun endlich alt genug, ihre Memoiren zu schreiben ...

[Der Titel im Katalog](#)